

Über die Vergangenheit in Spanien spricht Esperanza nie.

Beinahe vergessen sind die Sprache ihrer Kindheit, die Gerüche und Farben der Landschaft, das schwierige Leben unter Franco, ihr Jugendfreund Alfonso. Kein Blick zurück, alle Wurzeln gekappt – das geht so lange gut, bis eines Tages ein fremder Mann in Berlin vor der Tür steht und Esperanza aus vertrauten Augen ansieht. Und ihre längst erwachsene Tochter Karla, die selbst haltlos durch das Leben torkelt, das

Schweigen ihrer Mutter nicht länger hinnehmen will. Gemeinsam machen sich Mutter und Tochter auf den Weg zu jenem Ort, an dem alles begann.

MARINA CABA RALL wurde 1964 in Madrid geboren, kam mit zehn Jahren nach Deutschland und wuchs in Tübingen auf. Nach ihrem Magister in Geschichte studierte sie Regie an der Hochschule für Film und Fernsehen in Potsdam. Sie arbeitet für die Lateinamerika-Redaktion von Deutsche Welle TV und ist Drehbuchautorin und Regisseurin von Dokumentar- und Spielfilmen.

»Esperanza« ist ihr erster Roman.

Marina Caba Rall

Esperanza

Roman

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Der Roman »Alice im Wunderland« von Lewis Caroll
wird zitiert nach der Übersetzung von
Harald Raykowski, München 1987.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2018

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2016 Verlag Klaus Wagenbach,

Emser Straße 40/41, 10719 Berlin

Covergestaltung: semper smile, München

nach einem Entwurf von Julie August unter Verwendung

einer Fotografie von © Jerónimo Alba/AGE/Fionline

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71547-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

»Wohin ich komme, ist nicht so wichtig ...«, sagte Alice.
»Dann ist es auch gleich, wie du gehst«, meinte die Katze.
»... solange ich nur irgendwohin komme«, fügte Alice erklärend hinzu.
»Irgendwohin kommst du sicher«, sagte die Katze,
»wenn du nur lange genug weiterläufst.«

Lewis Carroll, *Alice im Wunderland*

»Diese Räumlichkeiten wirken, als hätten sie nicht das Geringste mit dem Haus zu tun, in dem sie sich zufällig befinden, und wenn Clarissa eintritt und die schwere, knarrende Tür mit den vier Schlössern (zwei davon kaputt) hinter sich zuzieht, kommt sie sich jedesmal vor, als hätte sie einen Zeitsprung getan oder, genauer, als wäre sie durch Alices Spiegel gegangen; als befänden sich das Foyer, das Treppenhaus und der Flur da draußen in einer völlig anderen Welt, einer anderen Dimension.«

Michael Cunningham, *Die Stunden*

»Die Uhrzeiger waren im gegenwärtigen Augenblick stehengeblieben. Es war das Jetzt. Wir selbst.«

Virginia Woolf, *Zwischen den Akten*

Esperanza

Esperanza schloss die Augen, wünschte sich, sie wäre noch in Berlin, hätte diese Reise nie angetreten. Die Sonne drückte sich durch die getönte Scheibe, legte sich schwer auf ihren Kopf, machte sie hilflos. Sie wollte anhalten, sofort, aber der Bus fuhr weiter. Benommen zog sie den Vorhang halb zu, gerade so weit, dass sie sich vor der Sonne verstecken konnte. Der Stoff fühlte sich rau an, auf der verbogenen Vorhangschiene quietschten die schmutzigweißen Plastikrädchen. Wie oft hatte sie die Sonne in Berlin vermisst. Das ist doch keine Sonne, da hat jemand bloß eine altersschwache Glühbirne eingeschraubt, schimpfte sie jeden Winter aufs Neue. Und jetzt? Was wollte sie hier? Schlafen, nur noch schlafen... An ihre Ohren drang ein leises, unangenehmes Schaben. Wieder dieses Schaben. Esperanza schaute aus dem Fenster, starrte zwischen Vorhang und Fensterrand auf die vorbeifliegenden Elektromasten. Der Stoff rieb, schaukelnd im Rhythmus der Fahrbewegungen, an ihrem Sitz. Sie bekam eine Gänsehaut. Ihr Blick verfolgte die Überlandleitungen, raste an ihnen entlang und blieb an den Masten hängen, bis ihr schwindelig wurde. Hinter den Leitungen lag die Landschaft, karg und trocken. Die Farben der Erde wechselten zwischen kräftigen rotbraunen, gelbsandigen und schwarzbraunen Ockertönen und zeichneten in schnellem Wechsel großzügige Bilder.

Ein weißer Vorhang im Wind, der Flur ist schattig und kühl, das Fenster steht offen, und der Vorhang, sonnenbeschienen, flattert. Es ist beruhigend, wie der Vorhang raschelt. Sie mag auch, wie das Licht sich ändert, je nachdem, ob der Vorhang hineingedrückt oder hinausgesogen wird. Wenn es im Hochsommer so heiß war, aber ein Lüftchen wehte, dass man

atmen konnte, das war schön. Der Vorhang wehte in den Flur, stand waagerecht, sodass das Fenster eine gleißende Öffnung wurde, sie blendete und vergessen ließ, was sie am anderen Ende des Flures erwartete. Dann schwang sich der Vorhang noch einmal hinauf, als ob er sich verabschieden wollte, senkte sich wieder und hing schließlich matt am Fensterrahmen. Das Sonnenlicht war wie ausgeknipst, der Flur wieder schwarz, und die junge Frau schaute auf das runde Tablett mit den Mokkatassen, wusste wieder, wo sie war. Ihre Hand wurde unruhig, die nachtschwarze Kaffeeoberfläche in den feinen Tassen zitterte, es bildeten sich Wellen, die die winzigen Zuckerkrystalle gegen die Tassenwände schleuderten.

Der Reisebus fuhr in eine scharfe Kurve, die Sonne fiel nun genau auf Esperanza, sie blinzelte. Vorsichtig schaute sie neben sich. Ihre Tochter schlief immer noch, die wilden Strähnen fielen ihr ins Gesicht, der Mund stand leicht offen, das T-Shirt war ein wenig verrutscht. Esperanzas Blick fiel auf Karlas Schultertätowierung, ein halber Flügel und ein Vogelkopf mit einem hässlichen Schnabel, der Rest war verdeckt. Esperanza hatte nicht grundsätzlich etwas gegen Tattoos, auf eine verwirrende Weise fand sie sie sogar aufregend, aber die Tätowierung ihrer Tochter war abscheulich. Zwar hatte sie verstanden, was Karla damit wollte, auch mit den Flügeln und dem aggressiven Schnabel, aber es war verlogen, es passte nicht zu der sonst so empfindlichen Art ihrer Tochter. Warum nur war sie ihr hinterhergefahren? Das machte alles noch schwerer. Esperanza hatte nun keine Möglichkeit mehr umzukehren. Wäre Karla nicht dabei, vielleicht würde sie jetzt noch alles abbrechen. Einfach aussteigen, umkehren und wieder nach Hause fahren, nach Berlin, zu Carlotto ...

Wie triumphierend ihre Tochter gelächelt hatte, als sie im Flugzeug auftauchte und sich auf einen Sitz in ihrer Nähe

fallen ließ. Unverschämt herausfordernd hatte Karla sie über den Gang hinweg begrüßt. Hallo, Mama. Und dann, als Esperanza, nachdem sie sich wieder gefangen hatte, fragte, was das solle und ob sie verrückt sei, hatte Karla trocken reagiert. Och, ich hab gedacht, ich könnte auch mal Urlaub gebrauchen... Esperanza hatte zunächst auf die perfekt geschminkte Stewardess gestarrt, die gerade dabei war, mit affektiert gespreizten Fingern auf die Notausgänge hinzuweisen, dann auf ihre entschlossene Tochter und hatte gefaucht. Karla, du steigst sofort wieder aus und gehst nach Hause, ich will nicht, dass du mitkommst! Karla war ruhig geblieben. Nein, das mache ich ganz bestimmt nicht. Der nüchternen Entschlossenheit ihrer Tochter ausgeliefert, sah Esperanza zu, wie sie sich anschnallte und in den Sicherheitshinweisen blätterte. Etwas gelassener sagte sie, Karla, das ist kein Spaß. Karla parierte. Das denke ich mir, aber seit wann macht Reisen Spaß? Esperanza schluckte. Karla, diese Reise geht nur mich etwas an, also bitte, steig aus, ich muss da alleine hin. Ihre Tochter blieb äußerlich ruhig, aber Esperanza merkte ihr die Wut an, als sie leise und drohend sagte, oh nein, da täuschst du dich aber heftig, dieser ganze bescheuerte Scheiß hat eben nicht nur mit dir zu tun! Das ist ja das Problem... Dann war das Flugzeug gestartet, die Motoren hatten geröhrt, Karla hatte sich trotzig zurückgelehnt und lange geschwiegen.

Esperanza erschrak. Der Busfahrer hatte angefangen, an den Radioknöpfen herumzudrücken, und musste nun fluchend das Steuer nach links reißen, um nicht im Straßengraben zu landen. Ein Aufschrei ging durch den Reisebus, in den vorderen Sitzen beschimpften die Fahrgäste lautstark den Fahrer. Dieser hob beschwichtigend die Hand, keine Panik, alles unter Kontrolle, regt euch nicht auf, dann drehte er, nun offensichtlich zufrieden mit dem neuen Sender, die Musik auf Discolautstärke, doch die neuen Beschwerden, diesmal von

denjenigen, die direkt unter den Lautsprechern saßen, verunsicherten ihn. Er peilte die Lage über den Rückspiegel, gab brummend nach und pegelte die Musik auf eine immer noch erhebliche, aber nicht mehr schmerzhaft lautstärke herunter. Esperanza fragte sich, was passiert wäre, hätte der Busfahrer einen Moment später, ein klein wenig ungeschickter reagiert. Sie zwang sich, diesen Gedanken zu unterbrechen, und schaute auf Karla. Sie freute sich darüber, dass ihre Tochter immer noch schlief, dass sie ahnungslos war. Wie schön waren Kinder, wenn sie schliefen, man konnte sie betrachten, ungestört, man konnte über sie wachen, die schwarzen Gedanken vor ihnen verbergen. Die Zeit blieb stehen. Karla, ihr Mädchen, das noch vor Kurzem ihre kleine Karla gewesen war, fuhr jetzt, dreiunddreißig Jahre alt, trotzig mit nach Spanien, in das Dorf, das Esperanza versucht hatte aus ihrem Leben zu streichen. Esperanza schaute aus dem Fenster auf die trockenen Felder. Sie wurde unruhig, ihr Magen drückte. Sie wusste, dass es nicht mehr weit war, wollte vorbereitet sein. Sobald sie etwas erkannte, würde sie wegschauen, es war noch zu früh, um hinzusehen. Karla schlug die Augen auf, schreckte hoch und schaute verwirrt um sich. Esperanza starrte angestrengt aus dem Busfenster und versuchte, so zu tun, als ob sie Karlas Aufwachen nicht bemerkt hätte. Verschlafen fragte Karla, Mama, willst du nicht was essen? Oder trinken? Esperanza verneinte stumm. Karla fuhr sich mit den Fingern durch die verstrubbelten Strähnen, hielt ihr einen Apfel hin und fragte besorgt. Ein bisschen Obst? Mama, du hast auf der ganzen Reise noch nichts gegessen! Esperanza verneinte erneut und schaute weiterhin aus dem Fenster auf die verdorrte Landschaft.

Karla

Wo war sie? Welcher Tag war heute? Musste sie nicht arbeiten? Nein, sie hatte doch freigenommen. Sie war durstig. Wieso bebt alles? Ach ja, der Flieger, sie hatte im Computer tatsächlich den Flug ihrer Mutter gefunden und es geschafft, noch rechtzeitig, verdammt knapp, in den Flieger zu steigen. Karla schaute um sich, nein, das war nicht mehr das Flugzeug, sie waren schon im Bus. Wie spät war es wohl? Mit trockenem Mund fragte sie ihre Mutter, ob sie nicht etwas essen wolle, doch die schüttelte nur den Kopf. Karla ärgerte sich. Die Mutter war blass, sie hatte Augenringe, so schwarze Augenringe wie die schöne, die unglaubliche Anna Magnani, als sie schon Leberkrebs hatte. Karla musste stöhnen, was für ein bescheuerter Vergleich. Aber seit alles angefangen hatte, vor sechs oder sieben Tagen, waren die Schatten unter den Augen ihrer Mutter dunkler geworden, immer dunkler, bis sie fast das ganze Gesicht beherrschten.

An Papas Geburtstag war alles noch gewesen wie immer, dachte Karla. Ich genervt, wollte nur so schnell wie möglich wieder los und Maxim treffen. Mama aufgekratzt, wollte, dass Papas Geburtstag schön wird und wir glücklich sind. Papa kam später, er hatte eine dringende Sitzung gehabt, freute sich aber sehr auf uns. Mein Bruder Miguel, seine Frau und die beiden Jungs wie immer rundum perfekt. Die Jungs so »süß«, MIGUELS schwäbische Schnalle so provozierend natürlich, gutgelaunt und gesprächig, dass ich sofort beschloss, mich neben Papa zu setzen und sie stumpf zu ignorieren. Und mein Bruder... Karla ärgerte sich, sie wollte jetzt nicht an ihren Bruder denken, warum auch? Sie fragte sich, wonach ihre Mutter so angestrengt Ausschau hielt. Die Weite, das Reduzierte der

Landschaft gefielen ihr, es war so viel Raum, so viel Himmel, ein paar versprengte Häuser in erdigen Tönen lagen ruhig da, und dann flogen sie plötzlich vorbei, Karla konnte in den Gesichtern der Kinder, die neben den Häusern spielten, nichts deuten. Spielten sie gerne? Sahen sie den Bus? War er ihnen egal? Warum? Warum war er ihnen egal, er fuhr doch genau jetzt an ihnen vorbei. Sie hätte das gerne Maxim gezeigt, wie die Sonne auf den Häusern Schatten warf, die in den quadratischen und rechteckigen ockerfarbenen Steinen kantige geometrische Muster bildeten. Ach, Quatsch! Warum sollte sie ihm das zeigen wollen, sie hatte ihn nicht einmal angerufen, es war alles so schnell gegangen, aber sie hätte ihn anrufen können, nachdem sie in Madrid gelandet und bevor sie in den Bus gestiegen waren, sie tat es nicht. Sie würde ihn auch jetzt nicht anrufen. Trotzdem vermisste sie ihn, vermisste ihn sehr konkret. Ihr Bauch wurde nach oben gezogen, von ganz unten zog es sich zusammen und in die Höhe und drückte in den Bauchraum hinein. Das Drücken wurde rhythmisch. Das war Karla zu konkret, sie atmete flach und starrte hinaus.

Lichter hatten auf der Wasseroberfläche getanzt, Karla hatte geweint, weil es so schön gewesen war, weil sie müde gewesen war, weil sie Maxim in diesem Augenblick gerne geliebt hätte, wirklich geliebt, mit allem Drum und Dran. Zuerst war es die Entladung gewesen. Ihr Körper hatte so heftig reagiert, dass ihr die Arme kribbelten und sie für einen erschreckenden Moment ihre Füße nicht mehr spürte. Er war noch nicht so weit gewesen, bewegte sich weiter. Als sie anfang zu weinen, einfach so, weil sie so plötzlich gekommen war, erschrak er, tröstete sie. Das ließ Karla noch mehr weinen, aber aus einem anderen Grund. Sie hätte gerne erzählt. Von ihrer Mutter, von dem, was die letzten Tage alles passiert war, dass sie plötzlich einen Halbbruder, einen verstörend schönen Halbbruder hatte, mit dem sie nur Englisch reden konnte, dass es einen

Onkel ihrer Mutter gab, von dem sie noch nie gehört hatte, der irgendwo in Spanien verscharrt worden war, seit fast sechzig Jahren dort herumlag und nun von ihrem neuen Bruder wieder herausgebuddelt werden sollte, damit man ihn richtig beerdigen konnte... Sie wollte ihm alles erzählen, aber – wie anfangen? Da sie nicht wusste, wo der Anfang war, erzählte sie Maxim gar nichts. Sie hörte auf zu weinen, streichelte seinen Nacken so zart, so wach, dass sie für den Moment dachte, so wäre es, ihn zu lieben, so wach und... Er nahm ihre Hand, legte sie an seine Stirn, neigte den Kopf und presste ihn gegen ihre Handfläche. Da war der Moment wieder vorbei. Es war ein Abschied, der erste von mehreren Abschieden, es wurde hell, die U-Bahnen über der Spree fuhren wieder in kürzeren Abständen. Karla schob die Unterhose hoch, zog die nackten Beine unter dem Rock an ihren Bauch, so dass sie bedeckt waren, und legte sich neben Maxim ans Spreeufer.

Am Geburtstag ihres Vaters hatte Karla von alldem nichts gewusst. Auch von dem Anruf Tante Martas an diesem Tag hatte sie erst später erfahren. Am Geburtstag war sie nur übellaunig, hatte ihrem Vater gegenüber ein schlechtes Gewissen, wusste aber, dass nichts und niemand sie davon abhalten würde, noch an diesem Abend Maxim zu treffen und ihn mitzunehmen, zu sich nach Hause. Karla spielte ihre übliche Rolle, sie alle spielten ihre üblichen Rollen. Sie war bockig, ihr Bruder liebenswürdig, ihr Vater schwankte zwischen fröhlich und jovial und erzählte Geschichten. Und Mama... Die hatte alles im Griff – dachte Karla. Das Übliche eben, was hätten sie auch anderes machen sollen. In diesem Moment wussten sie nicht, dass sie nur einen Ausschnitt des Drehbuches kannten, dass fremde Personen an unbekannten Schauplätzen längst mit ihnen spielten. Schon immer mit ihnen gespielt hatten.

Erst als ihre Mutter am nächsten Tag in Karlas Wohnungstür stand, blass, flatterig, mit fünf Tupperdosen in den Händen, ahnte Karla, dass etwas anders war als sonst. Sie rief viel zu laut. Mama! Ist was passiert? Ihre Mutter stotterte. Nein, nein, es war nur ... Ich wollte dir Essen mitbringen, es war so viel übrig, vom Geburtstag ... Dann kam sie herein, bestand darauf, Maxim, der verdutzt in einer eilig angezogenen Unterhose dastand, die Hand zu geben. Das ist also dein Freund, den du uns nie vorstellen willst. Karla stöhnte. Mama, du brauchst mir nichts vorbeizubringen. Maxim tat, was er am besten konnte, er verschwand. Okay, ich geh dann mal unter die Dusche, ja? Karla nickte erleichtert. Es war ihr peinlich, wie er, keine Spur mehr des coolen DJs, der am Abend zuvor aufgelegt und die Leute zum Ausrasten gebracht hatte, halbnackt dastand und ihre Mutter anstarrte. Plötzlich tat Karla ihre Mutter leid, sie sah seltsam durchsichtig aus. Sie nahm ihr schnell die Tupper ab und schob sie in ihre kleine, verkrustete Küche. Also, was ist los? Ihre Mutter antwortete merkwürdig matt. Ihr Tonfall erinnerte Karla an etwas, sie wusste nicht genau, woran, aber es gefiel ihr nicht. Ich wollte einen Sonntagsspaziergang machen, aber Papa ist so beschäftigt. Ich ... ich musste einfach raus, sagte sie. Karla fragte mechanisch, willst du was trinken, einen Kaffee? Ihre Mutter schüttelte den Kopf, korrigierte sich jedoch sofort. Ja, doch, Kaffee. Karla öffnete die Kaffeedose und stellte fest, dass sie leer war. Doch statt sich aufzuregen, zog sie entschlossen die Mutter hinter sich her. Komm, ich kann auch frische Luft gebrauchen. Und dann saßen sie im Café. Wie lange war das her, dass sie zuletzt zusammen in einem Café gegessen hatten! Die Mutter bestellte sich einen Milchkaffee, Karla einen Cappuccino und ein extra großes Frühstück. Es war 13 Uhr und aufregend, mit ihrer Mutter mittags zu frühstücken, einfach so, und Maxim alleine unter der Dusche zu wissen. Karla war aufgekratzt und wunderte sich über dieses angenehme, schadenfrohe Gefühl.

Sie schaute von ihrem Frühstücksteller auf und lächelte. Aus dem Nichts, wie ferngesteuert, kam eine Frage aus dem mütterlichen Mund direkt auf Karla zu, peng, und traf sie mitten auf der Stirn. Ist er gut zu dir, dein Freund? Karla lachte auf und vertiefte sich in ihr Salamibrötchen. Doch die Frage ließ nicht locker, sie schlug ein zweites Mal ein. Ist er gut zu dir? Karla konnte nicht lügen, es war Sonntag, sie saß mit ihrer Mutter in einem Café und mochte sie auf einmal sehr. Es geht so, wich sie aus. Da schleuderte die Mutter die nächste Frage. Liebst du ihn? Sie betrachtete Karla forschend, schraubte ihre riesigen tiefschwarzen Pupillen in ihre Augen, wühlte sich durch ihren Kopf. Das war zuviel, Karla eierte. Na ja, ich... Ich weiß nicht. Ihr wurde schwindelig. Sie steckte die Nase in die Cappuccino-Tasse, nahm schlecht gelaunt drei große Schlucke und verbrannte sich die Zunge. Scheiße! Wenn jemand sich die Zunge verbrennt, das coole T-Shirt bekleckert, sich den Kopf an der Oberdeckstange des Busses anstößt oder genau vor den Augen eines Hipsters stolpert, dann bin ich es, dachte sie wütend. Das war schon immer so, seit ihrem fünften Geburtstag war es immer schon so gewesen. Karla schaute vorsichtig wieder auf, denn ihre Mutter hatte begonnen, mit müder Stimme zu sprechen. Als ich deinen Vater kennengelernt habe, am Anfang, kurz nachdem ich in Deutschland angekommen war, da ... Sie machte eine Pause. Da war dein Vater noch jung und ... Sie machte noch eine Pause, dann sprach sie weiter, und ihre Stimme hörte sich heiser an. Ich habe es mir nicht anmerken lassen, aber ich war sofort verliebt... Karla beobachtete die sprechende Mutter aufmerksam, fast lauernd. Etwas passierte hier gerade, das sie nicht verstand, aber sie hatte das beklemmende Gefühl einer verschwommenen Erinnerung, die sie nicht zuordnen konnte. Ihre Mutter sprach leiser, als Karla es von ihr gewohnt war. Ein paar Tage später kam dein Vater vorbei, er kam in die Werksbaracke, die ich mir mit drei anderen Frauen teilte, Gastarbeiter nannten sie

uns, aber manchmal versprochen sie sich, absichtlich oder unabsichtlich, dann hießen wir Fremdarbeiter oder Schlimmeres ... Ich hatte an dem Tag versucht, Eier zu kaufen. Ich hatte solch ein Heimweh nach knusprig gebratenen, in Olivenöl schwimmenden Spiegeleiern ... Aber ich wusste nicht, was Ei auf Deutsch heißt. Ich habe die Form in die Luft gezeichnet, mit beiden Händen versucht, ein Ei zu formen, aber die Verkäuferin hat mich nicht verstanden. Da habe ich angefangen, mit meinen Armen so zu machen, Karlas Mutter machte mit beiden Armen eine Flügelbewegung, und dazu habe ich »Kikiriki« gerufen! »Kikiriki!« Da hat die Verkäuferin dann endlich kapiert. Die Mutter lachte verzweifelt und setzte hinterher: Es war schrecklich! Karla wollte nicht, dass sie so verzweifelt lachte. Sie bekam Angst. Mama, was ist los? Ihre Mutter blickte sie ernst an. Karla, bist du glücklich? Karla schaute weg.

Jetzt fuhr der Bus langsamer. Die Landstraße, auf die sie abgebogen waren, war schmal. Bei Gegenverkehr musste der Fahrer vom Gas gehen und sich eng an den Straßenrand halten. Karla versuchte, die Lage einzuschätzen. Der Straßengraben war nicht tief, aber ausreichend, um einen großen Bus zum Umkippen zu bringen. Sie beäugte ihre Mutter, die so angestrengt in die Ferne schaute, als hätte sie den Auftrag, fremde Kontinente zu entdecken. Wir sind doch fast schon da, oder? Keine Antwort. Karla schnaubte ungeduldig. Ihre Mutter schaute sie erstaunt an, bejahte schließlich und drehte sich sofort wieder dem Fenster zu.

Juan

Der alte Holzboden seufzte, verhalten, kläglich, als wolle er nicht berührt werden, als schmerzte ihn jeder weitere Schritt auf den verblichenen, vom vielen Scheuern dünn gewordenen Dielen. Juan setzte behutsam den linken Fuß auf eine andere Diele. Sie schwieg. Juan betrachtete sie dankbar, er wollte jetzt keine Seufzer hören, keine alten Geschichten, kein angesammeltes Leid. Darauf bedacht, dass sein rechter Fuß genau in der Mitte der nächsten Diele aufkam und auf gar keinen Fall die Fuge zwischen beiden Holzlatten berührte, schob Juan den Fuß vor sich in die Luft, dirigierte ihn exakt so, dass er mittig über der Diele schwebte, und setzte ihn dann erleichtert ab. Die Diele knarrte vorwurfsvoll. Juans Erleichterung verpuffte augenblicklich. Er fühlte sich völlig verloren, mit dem linken Fuß auf einer stummen und dem rechten auf einer weinerlichen Diele. Der lange Flur lag noch zur Hälfte vor ihm. Er wagte nicht, von den Dielen aufzublicken, die Füße zu bewegen. Er stand da, rührte sich nicht, wollte sich nie mehr rühren.

Seine Mutter war nicht tot, das hatte er endlich begriffen. Er hatte sie vor einigen Tagen mit seinen eigenen Augen gesehen und genau gespeichert, wie sie aussah, jetzt, alt geworden, wie sie vor ihm stand, den Hausschlüssel in der Hand, durch ihn hindurchblickte und dann in den Hauseingang verschwand. Er war wie betäubt gewesen... Sein Gedächtnis war durcheinander geraten, die in seinem Gehirn eingegrabenen Spuren, festgefroren in hochkomplexen Eiweißmolekülen, konnten mit dem neuen Wissen nichts anfangen. Noch nicht. Er wusste nur zu gut, hatte es schließlich jahrelang seinen erstaunt dreinschauenden oder schläfrigen Studenten einzubläuen

versucht, dass auch diese festen Strukturen sich verändern konnten, sich änderten, wenn die Spuren des Gedächtnisses neu überschrieben wurden. Er hatte immer daran geglaubt, aber *wie*, und bei dieser Frage fluchte er laut, sollte das gehen? Er war aufgewachsen ohne Mutter, sie war schon immer tot gewesen. Seit seiner Geburt. Und jetzt lebte sie auf einmal doch. Was wollte er von ihr?

Es juckte ihn zwischen den Zehen des rechten Fußes. Das kam nicht ungelegen, lenkte seine Aufmerksamkeit auf das kleine, überschaubare Jucken. Wenn er seinen Drang, sich zu kratzen, unterdrückte, würde dieses Jucken ein wenig schmerzhaft werden, gerade so, dass er sich damit beschäftigen müsste, aber nicht schmerzhaft genug, als dass er gezwungen wäre, sich zu bewegen. In der Hoffnung, diesen Zustand in die Länge zu ziehen, hob er beide Arme und machte geräuschlose Wellenbewegungen, dabei spreizte er vorsichtig die Finger. Wenn er den Arm hob, floss die Luft angenehm herunter, durch die Finger hindurch. Ließ er den Arm wieder sinken, schob sie sich zwischen den Fingeransätzen hoch und kitzelte wohltuend.

Sie hatte so schwungvoll die Tür aufgerissen, und er hatte sie nur angestarrt. Nie im Leben wäre er darauf gekommen, dass seine Mutter eine Familie haben könnte, einen Mann, Kinder ... In seiner Vorstellung hatte er sie so unglücklich, einsam und lebenshungrig gesehen, wie es sein Vater immer gewesen war. Er hatte keine Gelegenheit gehabt, sich ein anderes Bild zu machen, und so übernahm er das Bild, das sein Vater von ihr hatte: eine lebhaftes Einundzwanzigjährige mit traurigem Lächeln, schwarzen neugierigen Augen, die den Betrachter forschend ansahen. Das Foto hatte sein Vater all die Jahre aufbewahrt. Sie war die einzige Frau, mit der ich jemals hätte leben können, sagte er immer. Das Foto hatte Juan mit in

Berlin, es sollte ihm helfen, sie zu finden, er wusste ja nicht... Und da machte sie die Tür auf, deutlich älter als einundzwanzig, aber so jung, dass Juan für einen Moment dachte, sie ist es, natürlich, sie war ja tot gewesen, sie hat die Zeit übersprungen. Sie begann, schon bevor die Tür ganz offen war, *Happy Birthday to youuuu* zu trompeten, hätte ihn fast umarmt. Er wusste sofort, sie meint nicht mich, sie kennt mich ja nicht. Dennoch, es konnte doch nicht ... Er stand zum ersten Mal vor dem lebendig gewordenen Foto seiner einundzwanzigjährigen Mutter, und sie sang, kein bisschen lieblich, sondern rauchig und tief, *Happy Birthday* für ihn. Er wollte schrumpfen, klein werden, von vorne anfangen, es müsste doch möglich sein, wenn Zeit relativ ist, musste es doch möglich sein, dass er von vorne anfangen durfte. Seine Mutter war nicht bei seiner Geburt gestorben, sie lebte, ihre Kleidung verwirrte ihn, sie sah anders aus als auf dem Foto, auch die Haare waren falsch, heller, dünner, aber er wollte wiedergeboren werden, sie bei sich wissen, sie nicht fortlassen. Hätte sie ihn geboren, als er schon erwachsen war, hätte er sie nie fortgehen lassen. Sie hielt inne, lachte verlegen, eben, sie hatte nicht ihn gemeint. Sie war nicht seine Mutter. Er war zornig. Das abgebrochene Lied hatte, ohne sein Zutun, seine Tränenkanäle gefüllt, und die Energie, die es ihn nun kostete, diese Flüssigkeit zu entsorgen, ohne dass sie hinausfloss, machte ihn rasend. Sie wurde wieder ernst und starrte ihn erschrocken an. Er starrte noch erschrockener zurück. Dann sagte sie etwas, doch er verstand kein Wort. Es war Deutsch, natürlich, die Tochter seiner Mutter sprach Deutsch, was sonst. Sein Gesicht fing an zu zucken, er hatte sich nicht mehr unter Kontrolle. Er eilte die Treppe hinunter. Die plötzliche Bewegung und das Aufprallen seiner Füße auf den Stufen setzten seine Denktätigkeit stoßweise wieder in Gang. Seine Mutter hatte eine Tochter. Diese Tochter wollte jemandem zum Geburtstag gratulieren, sie erwarteten Besuch, vielleicht gar eine Familienfeier. Seine Mutter

hatte eine Familie, mit der sie feierte. Sie hatte eine Wohnung mit einer Küche, einem Bad, Zimmer, in denen ihre Tochter, ihre Kinder? aufgewachsen waren, ihre Geburtstage gefeiert hatten. Das war schlimmer als alles, was er sich seit dem Tod seines Vaters vor vier Monaten ausgemalt hatte. Seitdem er erfahren hatte, dass seine Mutter nicht tot, dass sie nicht bei seiner Geburt gestorben war, dass sie immer gelebt hatte, ein Leben ohne ihn. Seit vier Monaten wusste er das. Und seit vier Monaten war er Eigentümer eines riesigen, vergammelten Gutshauses in einem verflochtenen spanischen Dorf, ja, *fucking*, das sagte er noch einmal, es klang angemessen verwegen. Normalerweise sprach er mit sich selbst Spanisch, auch in London, und mit anderen Englisch, auch außerhalb Londons. Träume waren etwas anderes, sie hatten anscheinend eine genaue Vorstellung von Landesgrenzen, in *Great Britain* träumte er Englisch, seitdem er vor zwei Monaten nach Spanien gefahren war, träumte er auf Spanisch, in den Nächten, die er in Berlin verbracht hatte, hatte er abwechselnd Englisch und Spanisch geträumt, einmal auch beides, das verwirrte ihn besonders. Das *fucking* Gutshaus in dem *fucking* spanischen Dorf hatte seinem *fucking* Großvater gehört, den er nie kennengelernt hatte. Aus ihm noch nicht ganz erklärlichen Gründen bewohnte er es jetzt seit zwei Monaten mit seiner Tochter. Seitdem hatte er wieder und wieder die grausig-schönen Gedichte seines Vaters gelesen, hatte sich poetische, dramatische Geschichten über seine Mutter zusammengereimt, und nun das. Seine Mutter hatte eine Tochter. Sie hatte kein Leben ohne ihn geführt, sie hatte ein Leben mit anderen geführt.

Papa? Rose stand im Flur. Was machst du da? Im Gegenlicht war ihr Gesicht nicht zu erkennen, nur ein ovaler Umriss, eingerahmt von ungekämmten Wellen, die eigentlich dunkelblond, fast braun waren, jetzt jedoch durch die weiße Lichtkanäle blass wirkten. Dem Klang ihrer Stimme entnahm er, dass

sie ihn belustigt ansah. Nichts, ich wollte mir gerade einen Kaffee kochen, sagte er. Gerade rechtzeitig hatte er aus der oft eingeübten, daher eingegrabenen Spur »zuversichtlich und beiläufig« den richtigen Tonfall für diesen Satz herausgefischt. Er ließ so unauffällig wie möglich seine Arme sinken, versuchte, locker zu wirken, ohne die Füße zu bewegen. Bei der kleinsten Unaufmerksamkeit hätten sie auf eine Fuge treten können, das wäre das Ende gewesen. Seine Tochter tat so, als ob sie ihrem Vater glaube. Es fiel ihr nicht schwer, sie war es gewöhnt, dass er für manche Dinge länger brauchte, weil er besondere Wege ging oder bestimmten Gegenständen nach planvollen, ausgeklügelten Systemen aus dem Wege ging. Fahren wir nachher ins Dorf? Juan nickte. Sie lächelte. *Great*, zur Kletterwand? Juan nickte erneut. Ja, mein Schatz. Ich muss kurz etwas erledigen, und dann bleiben wir so lange bei der Kletterwand, wie du willst. Juan bereute seinen Satz sofort, denn das konnte lange dauern. Aber das Gefühl, verloren zu sein, ausgeliefert den Fugen und Dielen, war gewichen. Er wusste jetzt, was zu tun war: erstens Kaffee kochen, für seine Tochter Kakao, zweitens mit ihr ins Dorf fahren, drittens im Verein vorbeischaun, den morgigen Tag besprechen, viertens mit seiner Tochter zum Spielplatz mit der Kletterwand fahren, dort bis zum Einbruch der Dämmerung bleiben, fünftens wieder zurückfahren, sechstens Abendessen kochen, nein, besser noch, fünftens in dem kleinen Restaurant neben der Kirche, das die besten sauer eingelegten *Boquerones* des Dorfes hatte, essen gehen und dann, sechstens, nach Hause fahren, Zähne putzen, Rose ins Bett bringen, schlafen, siebtens... Über siebtens wollte er nicht nachdenken, noch nicht, er kostete das Gefühl aus, die Dinge in die Hand genommen zu haben. Die Dinge tendierten dazu, immer schneller zu werden und sich immer mehr voneinander zu entfernen, es war schwierig, sie zusammenzuhalten, geschweige denn, ihnen einen Sinn zu geben. Komm, sagte er liebevoll zu seiner Tochter. Vorsichtig

und bemüht, seinen Bewegungen ein flüssiges, organisches, ganz und gar ungeplantes Aussehen zu geben, setzte er einen Fuß vor den anderen. Ohne auf eine einzige Fuge zu treten, erreichte er das Ende des Flures. Seine Tochter folgte ihm erwartungsvoll.